

gründet wird das heute oft wieder mit religiösen Motiven („die bösen Juden, die Christus gekreuzigt haben“), weil sie am ehesten als salonfähig gelten.

Flucht in die Liebe. Schon solcher Wechsel der Motive — die religiösen erweisen sich fast immer als vorgeschoben — macht den Antisemitismus zu einem so „schillernden Phänomen“. Nur einige seiner Wurzeln konnten in Loccum erörtert werden. Für Oberkirchenrat Otto von Harling ist der Judenhaß „die Auflehnung des natürlichen Menschen gegen die Geschichtlichkeit der Offenbarung“; Dr. Dietrich Goldschmidt deutet ihn religions-soziologisch, das heißt eben von der natürlichen Vernunft her; Dr. Eva Reichmann untersuchte die Lage in der Weimarer Republik unter dem Gesichtspunkt der sich normalisierenden, aber noch nicht integrierten und darum soziale Anomalien aufweisenden Minderheit. Wie es unter Mißdeutungen und Überschätzungen dieser Tatsachen zur „Flucht in den Haß“ kam (wie der Titel ihres umfassenderen Buches heißt), gehörte schon zu dem „Ausgesparten“...

... Die Therapie braucht, das formulierte der Tagungsleiter Dr. Bolewski, eine „Substanz, die dicker ist als der Humanismus“ — etwas wie der Glaube an den American Way of Life, der in Amerika den Antisemitismus zwar durchaus nicht beseitigt, aber ihn in Schach hält. Das war bewußt nüchtern und real gesagt; ebenso wie die Warnung, es komme nicht so sehr auf einen „exzeptionellen Philosemitismus“ an, sondern auf die Möglichkeit eines vernünftigen, freundschaftlichen Zusammenlebens. Das war alles mit Bedacht gesagt, leiser als manche emphatischen Reden, die aus der „Flucht in den Haß“ sozusagen eine Flucht in die Liebe machen wollten und mit der nur im Vorzeichen verwandelten alten Hybris endeten: „Wir müssen anderen Völkern ein Beispiel geben!“

Die Emphase ist unentbehrlich, wenn sich einzelne „Stellen“, wie die „Bundeszentrale für Heimatdienst“, einer Aufgabe widmen¹, die von Rechts wegen Aufgabe aller Ämter, insbesondere der pädagogischen, sein sollten, und wenn sich eine „Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit“ um einen Konsensus bemüht, der in der gesamten Gesellschaft herrschen müßte. Aber die Emphase hat ihre Gefahren. Man verfällt leicht dem gefährlichen Grundsatz, man müsse das Unmögliche wollen, um das Mögliche zu erreichen. Es

besteht die Gefahr, daß die Wohlwollenden ihre Ziele zu weit stecken und damit verfehlen. Es geht um Mitbürgertum in der Bundesrepublik, nicht um Liebe „zu allem, was Menschenantlitz trägt“, um Anständigkeit, nicht um Gutsein. Das Pathos der „Woche der Brüderlichkeit“ geht vielen Menschen, und nicht den schlechtesten, auf die Nerven. Es droht zum abstrakten Lippenbekenntnis zu werden, da es keine Konsequenzen für die übrigen 51 Wochen des Jahres hat. Gewisse emphatische Grenzüberschreitungen — „Ich werde erst einmal ganzer Jude, wenn ich das Alte Testament lese“ — sind unvermeidlich, wenn Gruppen, die etwas für die Gesellschaft Notwendiges tun, sich von der Gesellschaft im Stich gelassen fühlen. Es besteht die Gefahr, daß die Bekämpfung des Antisemitismus die Sache kleiner, isolierter Gruppen unter humanitären, caritativen oder Wiedergutmachungs-Gesichtspunkten bleibt. Durch seine Verbindung mit dem Rechtsradikalismus und seiner sinnlosen, für den Halbgebildeten so verführerischen Systematisierung durch Hitler ist aber der Antisemitismus eine allgemeine gesellschaftliche Gefahr. Nicht nur er, sondern vieles andere ist unerschwellig vorhanden.

Der Gedanke, daß jede Gesellschaft sich selber schützt, indem sie den Antisemitismus abwehrt, klang auch in Loccum an. Knapp und direkt hat es Stefan George ausgedrückt, als er zu einem jüdischen Freund bei den ersten Verfolgungen sagte: „Ihr seid nur die ersten.“ Vielleicht müßte dieser Gedanke noch stärker zu der immer noch notwendigen Aufklärung über den Anteil der Juden an der deutschen Geschichte, die Praktiken des Dritten Reiches, die Xenophobie überhaupt hinzukommen. Vielleicht sollte man — da der Hinweis, daß etwas schlecht und pöbelhaft ist, oft wirksamer ist als der Nachweis, daß es schlecht und inhuman ist — besonders auf die Mob-Instinkte verweisen, die immer mit Entstehung und Folgen des Antisemitismus verbunden sind.

Kavaliersdelikt? Ob das „schillernde Phänomen“ des Antisemitismus zum Gift wird, hängt davon ab, ob er als Kavaliersdelikt gilt oder nicht. Alle Seiten des Antisemitismus, das sagte Frau Reichmann, sind in nuce schon im Buche Esther enthalten. „Und ihr Gesetz ist anders denn aller Völker“, sagt Haman. Es bemühen sich viele Menschen, das sieht man, hinter dem anderen Gesetz das Verbindende und Gemeinsame zu entdecken. Wenn es nicht mehr zu der Hamanschen Folgerung kommen soll „... und ist dem König nicht zu leiden, sie also zu lassen“, muß die Gesellschaft und nicht erst der Kadi oder einzelne Gruppen sich dahinterstellen, daß „es doch zu leiden sei“. Das scheint ein bescheidenes Ziel als das der allgemeinen Menschenliebe. In Wirklichkeit ist es viel schwerer zu erreichen.

17/6) Religionen in Ko-Existenz

Anläßlich eines Europabesuches dreier Professoren der „School of Religion“ der State University von Iowa (USA), die u. a. auch in Freiburg einen Besuch machten, bringen wir den folgenden Bericht von der Veranstaltung, die ähnlich auch in Berlin, Gernersheim, Hamburg, Heidelberg, Lyon und Paris stattgefunden hat, aus der Basler National-Zeitung vom 13. 6. 1957.

Die Gruppe Basel der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft hatte zu einem Diskussionsabend eingeladen, an dem drei amerikanische Professoren der State University of Iowa (USA) als Vertreter des Katholizismus, des Protestantismus und des israelitischen Bekenntnisses über die sogenannten „Schools of Religion“ Aufschluß gaben. Eingeführt und begrüßt durch Dr. G. P. Landmann sprach als erster

Father R. J. Welsh

und umriß kurz die Entstehungsgeschichte und Hauptzüge dieser jetzt an über 30 Staatsuniversitäten bestehenden konfessionellen Religionsschulen. Iowa, so führte er aus, liegt im mittleren Westen der Vereinigten Staaten und ist bekannt durch seine Getreidepflanzungen wie seinen Fußballclub, und an der Universität dieser kleinen Stadt studieren rund 9700 junge Leute. Im Gegensatz zu Deutschland etwa

¹ Vgl. Auszug aus einem Schreiben einer Schulklasse:

Klasse M IIIa

Offenbach a. Main, den 10. 4. 1957
Bachschule M IIIa

An die Bundeszentrale für Heimatdienst!

Als wir vor kurzem die Zeitung von Ihnen erhielten und sahen, daß wir einen Preis gewonnen hatten, brach bei uns ein Freudengeheul los. Doch als wir noch erfuhren, daß wir die einzige Klasse Offenbachs waren, stieg unser Ehrgefühl beträchtlich. Nach einigen Tagen bekamen wir dann die Bücher. Der Titel „Meine Freunde aus Davids Geschlecht“, Lettner-Verlag, sagte uns schon, daß dieses Buch aus der Zeit der Judenverfolgung handelt. Wir lernten sehr viel aus dem Buch und verstanden zum ersten Mal das Wort „Antisemitismus“. Alle wissen wir jetzt, was es bedeutet, daß jeder Mensch von Geburt an gleich ist, wie es auch die Menschenrechte sagen...

Der Lehrer schreibt:

Offenbach a. Main, den 8. 9. 1957
Bachschule Mädchen

An die Bundeszentrale für Heimatdienst!

Obwohl schon einige Monate seit dem Empfang des Preises für die Klasse M IIIa verstrichen sind, möchte ich nun doch noch einige Zeilen dem Schreiben meiner Klasse beifügen. ... Nun habe ich ein ungefähres Ergebnis zusammengestellt. Obwohl Lehrer und auch die Eltern (im Elternabend festgestellt) dieses Buch als zu hoch abgelehnt haben, ging ich an die Auswertung im Unterricht. Zwar haben ca. 20 % noch keinen Zugang gefunden, das wohl am Alter (12 Jahre) liegen mag. Von ungefähr $\frac{1}{3}$ war ein voreingenommenes Urteil der Eltern ein Hindernis. Von dem Rest habe ich wertvolle Unterstützung der Elternschaft erhalten, die durch eigene Anschauung viel von Antisemitismus erzählten, was die Kinder wiederum im Unterricht bringen konnten. Das Buch von Ruth Hoffmann, Lettner-Verlag, regte an, uns mit dem „Tagebuch der Anne Frank“ näher zu befassen. Durch diese Lektüre gewann ich wohl nun den größten Teil der Kinder für die rechte Einstellung zum Antisemitismus. So möchte ich Ihnen danken, daß Sie mir zwar mit dem Preis eine schwere Nuß zu knacken gaben — doch haben die Kinder hierdurch eine gute Einstellung zur Überwindung von Vorurteilen gegenüber anderen Menschen gewonnen...

haben sich die amerikanischen Colleges und Universitäten aus kirchlichen Schulen entwickelt und wurden auch im 19. Jahrhundert — also lange nach der Trennung von Kirche und Staat — noch von kirchlichen Gruppen und Sekten beeinflusst. So war damals an vielen staatlichen Schulen der Besuch von Gottesdiensten obligatorisch. Zu Beginn unseres Jahrhunderts verschwand dann das religiöse Element vollkommen aus den Staatsuniversitäten, was viele Erzieher nicht befriedigte, da sie sich sagten, daß die Religion einen wichtigen Bildungsfaktor darstelle. Die amerikanische Verfassung läßt aber in Staatsschulen keine konfessionelle Beeinflussung zu. Aus diesen Überlegungen heraus wurde nach dem ersten Weltkrieg der Iowa-Plan entwickelt, der dahin steuerte, Staat und Hauptreligionen zu einer Körperschaft zusammenzuschließen. So sollten die verschiedenen Kirchen auf ihre Kosten kompetente Lehrer zur Verfügung stellen, während der Staat andererseits diesen die Professorenwürde zusprechen und Administration wie auch Bibliotheken zur Verfügung stellen sollte. 1924 wurde dieser Plan gutgeheißen, und im Laufe der Jahre entstanden immer mehr solche, der Philosophischen Fakultät zugeordnete „Religions-Schulen“, an denen die Studierenden Einführungen in die Grundlagen der verschiedenen Konfessionen hören können.

In einem weiteren Referat legte anschließend

Dr. G. W. Forell

als protestantischer Dozent dar, daß eine theologische Fakultät wie wir sie in Europa kennen, an den amerikanischen Staats-Universitäten nicht existiert, da die Ausbildung der Geistlichen völlig Sache der betreffenden Kirche ist. So sind die meisten Hörer in der „School of Religion“ Laien, die Interesse an den Glaubensgrundlagen haben. Allerdings findet man auch zahlreiche „undergraduates“, die sich an der betreffenden Universität auf das Theologiestudium vorbereiten und „graduates“, die an einem kirchlichen College bereits promoviert haben. Er betonte insbesondere, daß den Dozenten zwei Hauptaufgaben erwüchsen: Einmal müßten sie versuchen, das menschliche, geschichtliche und kulturgeschichtliche Phänomen der Religion so objektiv als möglich zu fassen, im weiteren aber Vertreter ihrer eigenen Konfession sein. Einig seien sie im Kampf gegen das Un- und Aberwissen, verschieden jedoch in der Darlegung ihrer persönlichen Überzeugung. Er legte vor allem Wert darauf zu erwähnen, daß keine falsche ideologische Einheit vorgetäuscht werden sollte. Ferner verwies er auf die glänzende Zusammenarbeit mit den Professoren anderer Fakultäten, in deren Vorlesungen die Religionsdozenten oft Spezialgebiete zu behandeln hätten.

Dr. F. B. Bargebuhr,

der israelitische Lehrer, ergänzte sodann die Ausführungen seiner Kollegen mit weiteren Einzelheiten, indem er etwa an die Forschungsarbeit von Professor K. Thieme und Dr. Gertrud Luckner erinnerte, die den Ursprüngen der christlichen und jüdischen Religionen nachgegangen sind. Auch gedachte er besonders Professor O. D. Fosters, des eigentlichen Begründers des Iowa-Plans. In Amerika, so erläuterte er, steht der reibungslose Verkehr zwischen den Menschen im Vordergrund, weil fast jeder Amerikaner ein Neueinwanderer ist und deshalb aus einer Réfugié-Mentalität heraus Verständnis für die Eigenheiten des andern hat. Auch ist man in den Staaten wenig emotionell, sondern wägt vielmehr klar und nüchtern ab. Somit ist die Gefahr der Intoleranz, die der Gefühlsüberschwang in Religion wie Politik in sich trägt, zu einem guten Teil gebannt. Die „Schools of Religion“ streben aber keine interkonfessionelle Religion an — das strich er besonders heraus — vielmehr finden sie ihre Existenzberechtigung nur in der Vielzahl der vertretenen Dogmen. Ein gemeinsames Ziel haben sie aber: Das Bestreben, den Studenten die *Wahrheit* mitzuteilen¹.

¹ Von seiner weiteren Reise erzählte Prof. Bargebuhr in einem Briefe unter dem 19. Juli:

Unter dem Vorsitz von

I. Werczberger,

der den Referenten im Namen der Christlich-Jüdischen Arbeitsgemeinschaft für ihre Erläuterungen dankte, war abschließend Gelegenheit geboten, noch bestehende Unklarheiten in der Diskussion zu bereinigen, wobei zahlreiche kritische und anerkennende Stimmen laut wurden. ha-er

17/7) Gesetz und Evangelium in katholischer Sicht

Im Rahmen der „Mündner Hochschultage in der Schweiz“, die als Gegenbesuch der Mündner Professoren zu den letztjährigen Vorlesungen Schweizer Professoren in München gelten, — sie wurden am Montag feierlich in Zürich eröffnet — sprachen ein Jurist, ein Mediziner, ein Naturforscher, und der katholische Theologe Professor Dr. Gottlieb Söhngen über „Die analoge Einheit von Gesetz und Evangelium in theologischer und rechtsphilosophischer Bedeutung“.

Als erster und einziger Name sei auf Anfrage hin von der Basler Theologischen Fakultät der Name Söhngens genannt worden, so begann Professor Dr. Karl Barth die Begrüßung seines Mündner Kollegen. Mit der Wahl des so reformierten Themas „Gesetz und Evangelium“ habe der Vortragende daran erinnert, daß es heute, anders als vor 30 Jahren, unter den römisch-katholischen Theologen eine Reihe von Männern gebe, die wie Balthasar in Basel und Lubac in Frankreich wieder ins Gespräch mit der reformierten Theologie gekommen seien. Auf beiden Seiten ist man sich heute bewußt, daß man letztlich das gleiche Thema hat. In der Diskussion um die „Analogia entis“, die Analogie des Seins und die des Glaubens, hat Söhngen vor 30 Jahren auf katholischer Seite eingegriffen. Es handelt sich um interessante Nuancen, wenn in katholischer Sicht gesagt wird, ohne die Analogie des Seins gebe es keine Analogie des Glaubens, und wenn von reformierter Seite gesagt wird: ohne die Analogie des Glaubens keine Analogie des Seins.

Söhngen dankte herzlich für diese Begrüßung und erinnerte an seine Bonner Zeit während des Kirchenkampfes, und daß heute immer wieder Basler Theologiestudenten in seine Mündner Vorlesungen kämen. Zur Frage von Gesetz und Evangelium, die er selbst in seinen fundamental-theologischen Vorlesungen behandle, katholisches Schrifttum zu nennen, halte heute schwer. Man hoffe, daß diese Frage nun von dem neugegründeten konfessionskundlichen Joh.-Adam-Möhler-Institut in Paderborn behandelt werde. Im übrigen sei auf die Summa des Thomas von Aquino, auf Bonaventuras Kommentare und auf das Tridentinum zu verweisen.

Im zweiten Teil seiner Einleitung gab Söhngen dann eine kurze Übersicht, wie Gesetz und Evangelium in seinem Thema zu verstehen seien: 1. auf der Seite des Gesetzes wird Gerechtigkeit als eine Leistung des Menschen, auf der Seite des Evangeliums als ein Geschenk in Christo angesehen. 2. Auf seiten der Gesetzesgerechtigkeit ist das Wort Gottes ein „imperativus functionis“, ein Imperativ der Leistung, während auf Evangeliumsseite das Wort Gottes als ein „Indikativ“, eine tröstliche Mahnung wirksam ist.

Nachdem wir uns in Paris trennten, fuhrn wir zur Landestagung der Amitié Judéo-Chrétienne nach Lyon. Hier verwandelte sich die Szene unserer Fahrt in etwas ganz Neues: Unter dem Eindruck eines überwältigenden Referates von Father Démann wurden wir auf einmal Hörer, fanden wir die großen theologischen Aspekte, die wir selbst zu diskutieren vermieden, auf sehr hohem Niveau uns vorgetragen, und wir fanden Dinge ausgesprochen, die wir wohl für uns einzelne entdeckt hatten, aber nie hätten theologisch formulieren können (an der vorsichtigen, aufs Praktische beschränkten Schule). Seine wesentlichsten Punkte waren: (1) Daß die Fortexistenz der Juden eine göttliche Botschaft enthält für den Christen, sofern er nicht Geschichte, unreligiöserweise, für das Werk des Menschen hält. (2) Daß Juden und Christen durchaus miteinander beten können. (Ich hatte immer empfunden, daß sie eigentlich auf Grund des gemeinsamen Gebetbuchs, der Psalmen, die ja DAS Gebet- und Gesangbuch blieben, kaum nicht gemeinsam beten können.) (3) Daß das Christentum für alle Zeit im Judentum aufs innigste verankert ist, dadurch daß für den Christen Jesus der jüdische Messias ist (oder kein Messias, da es keinen nicht-jüdischen Messias gibt).